

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 34 (1992)

Artikel: Wir Deutschschweizer und die Deutschen : oder von Schmid zu Schmidt
Autor: Schmid, Hansmartin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-971896>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wir Deutschschweizer und die Deutschen – oder von Schmid zu Schmidt

von Hansmartin Schmid

So sind wir nun einmal

Viele Deutsche werden es gerne hören, viele Schweizer wahrscheinlich weniger: Aber für einen Pakistani oder einen Melanesier gibt es zwischen einem Deutschen und einem deutschsprechenden Schweizer nicht nur auf den ersten Blick keinen Unterschied.

Da ist dieselbe überbordende Liebe zur Ordnung und Sauberkeit, da ist die gleiche Hingabe an die Arbeit, das Vorankommen, das Sparen, da ist diese vielfach ingrimmige Rechtschaffenheit, die Abneigung gegen jedes Abweichen von der Norm und gegen alles Neue und Fremde. Ob «schaffe, schaffe, Häusle baue», das ja nicht nur für die besonders verwandten Schwaben und Allemannen gilt, ob das altbernische «mir wei Ord'nig ha» – die Grundmuster sind die gleichen.

Tatsächlich ist für das fremde Auge kaum eine echte Trennlinie auszumachen. Da ist dieses Männerbündische und Männerchorische, dieser offenbar unstillbare Hang, in «Kneipen» oder «Beizen» an Stammtischen zu sitzen. Da sind das Kartenspiel, die Bierseligkeit, die Schützenfeste, die Farbstudenten, die Kegelclubs, die machtvollen Urlaubszüge nach Süden zur Sommerzeit.

Da ist seit langer Zeit, vor allem in der Schweiz, das allsamstagabendliche Fernsehgemeinschaftserlebnis mit «Kuli» und «Wetten, dass . . .». «Derrick» und «der Alte» – sie reichen von Flensburg bis Spiez, von Hagen bis Chur, eine einzige Fernseh-Guckgemeinde, ein

einig und einzig Volk von Einschaltquoten im deutschsprachigen Raum.

Da ist der Zusammenschluss aller Intellektuellen und vor allem derer, die sich dafür halten, in der «Spiegel»-Lektüre, da ist die gemeinsame (bundes)republikanische Sehnsucht nach den verblichenen und verblässenden Fürstenhäusern, den regenbogenfarbigen Postillen und illustrierten Journallen, «bunt», «sternförmig» oder «quicklebendig», oder wie immer sie sein mögen, wenn sie nur gekauft werden. Und da ist diese im perfekten Gleichschritt und Abklatsch Sex und Crime mischende und unters Volk vermischende Massenpresse. Deutschland hat eine Zeitung, die vorgibt, immer «im Bild» zu sein, die Schweiz eine, die behauptet, immer durchzublicken.

Letztlich hat Richard Wagner wohl nicht nur seine Deutschen im Auge gehabt, sondern auch seine Schweizer Gastgeber, als er schrieb «Die besten Anlagen der Deutschen verkommen in der Jagd nach äusserem Erfolg, im Kommerz und derbem Genuss. Nur Gewinnsucht und für einen Sechser Wohlust. Wir sind schauderhaft, ich kann es sagen. Denn: J'en suis.» (Wobei die derben Gesänge der Deutschen immerhin irgendwo aus den Tiefen der eigenen Geschichte hervorzubrechen scheinen. Die Schweizer (Jodel)-Lieder aber gehören vielfach nicht einmal zu jenem «überlieferten Kulturgut», von dem die Festredner gerne sprechen. Und sie wurden schon längst dem Kommerz ausgeliefert, den Richard Wagner meint. Während die Schweizer an ihren

Stammtischen «Aennchen von Tharau» singen oder in den eigenen Fussballstadien das teutonische «So ein Tag, so wunderschön wie heute» plärren.)

Es gibt in Europa und wahrscheinlich in der Welt kaum noch eine Grenze, die so sehr «verschwunden», kaum noch zu spüren ist, wie die Grenze zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der deutschsprachigen Schweiz. Ob ich in Olten oder in Duisburg zwischen Salamander-Schuhgeschäften und Haribo-Reklame flanriere, ob mir in Baden (Aargau) oder in Baden-Baden ein Otto-Hahn-Verkaufskatalog ins Haus flattert, ob ich im Bogner-Leibchen und mit der Boss-Jacke in Schinznach oder in Bad Godesberg zum Tennisspiel gehe, ob ich mein Grundig-Radiogerät oder meinen Nordmende-Farbfernseher in Schaffhausen oder in Nürnberg einschalte – Produkte wie Programm, Werbung wie Produzent, Reklametext wie Konsument, alles ist identisch. Ein ausgewanderter Deutscher lebt heute beispielsweise in Zürich mit all den deutschen Einflüssen und Produkten, mit ARD und ZDF, mit Südwest 3 und Bayern 3, mit «Spiegel» und «Stern» beinahe aufs i-Tüpfelchen gleich wie sein Landsmann in irgendeiner bundesrepublikanischen Stadt.

Da ist auch die gleiche Zuverlässigkeit, der gleiche Arbeitstrieb. Ich erinnere mich nur allzu gut. Als ich als junger Korrespondent nach Rom kam und zwecks Aufnahme in die «Stampa estera», den Verein der Auslandspresse, mehrmals vergeblich vorgesprochen hatte, nahm mich schliesslich ein älterer NZZ-Kollege, selbst Vorstandsmitglied, zur Seite und erklärte mir: «Siehst Du, das dauert eben Ewigkeiten. Der Vorstand hier besteht eben nur auf dem Papier aus sieben Mitgliedern. Die fünf Ausländer schwänzen zumeist die Sitzungen oder kommen Stunden zu spät. Richtig zuverlässig und pünktlich arbeiten nur wir zwei, ein Deutscher und ich.» Das war es also. Auf der einen Seite «wir zwei», ein Deutscher und er, ein ebenso fleissiger deutschsprachiger Eidgenosse – dort die fünf «Ausländer». Hier in Rom, im fremdsprachigen Ausland, wurden im gemeinsamen germanisch-allemanischen

Arbeitstrieb Gegensätze überbrückt, die zu Hause wohl sorgsam aufrechterhalten worden wären.

Da ist auch diese allgemeine, beinahe grenzenlose Hingabe an das Angelsächsische nach dem Zweiten Weltkrieg. Da ist diese gemeinsame, amerikanisierte Werbesprache, die Jeans- und T-Shirt-Jugend, die Mode, die Architektur, die Unterhaltungsmusik, da sind die Shoppingcenters und Rocknights, die Drive-ins und Take-outs. Nur in der Bundesrepublik Deutschland und in der deutschsprachigen Schweiz kann man am Radio – oder am Rundfunk, wenn man will – so viele angelsächsische Laute vernehmen, sonst in keinen anderen Staaten der Welt. Deutsche wie Schweizer Lokalradios tönen alle wie ein Vorortssender von Chicago. Sogar in den Toiletten des Deutschen (!) Bundestages waren die Wasserhähnen über den Spülbecken einst mit «cold» und «hot» angeschrieben. Bis sich dann einige Parlamentarier doch national ermannen und mittels Interpellation an das Hohe Haus dem kalten und dem heissen Wasser wieder zu ihren treudeutschen Namen verhalfen. Bis in ein Bonner Hotel ist allerdings dieser Akt deutsch-nationaler Selbstbesinnung nicht vorgedrungen. Dort muss jeder Gast, will er sich nicht die Finger und Schlimmeres verbrennen, wenigstens über Basiskenntnisse in Englisch verfügen.

Allerdings: die Deutschen haben für ihre Zuwendung an alles Angelsächsische wenigstens eine Entschuldigung, den verlorenen Krieg, den vielfach aufgezwungenen, bewundernden Blick auf den Sieger, die massive militärische Präsenz der doch weitgehend angelsächsischen Sieger- und dann Schutzmächte im eigenen Land.

Für die Schweiz aber gilt dies nicht. Hier ist alles, vom künstlich aufgeregten Stil am Radio bis zu den Sprachtorheiten, blosser Nachäffererei, entweder direkt von Angelsachsen bezogen oder dann indirekt von Deutschen.... und zudem eine brandgefährliche Abwendung von den französisch- oder italienischsprachigen Miteidgenossen. Was für die Bundesrepublik eine immer noch fortwirkende Folge der vollständigen Niederlage des deutschen Ueberna-

tionalismus sein mag, ist für die deutschsprachige Schweiz gewissermassen Verrat an der (auch)-lateinischen Seele der Schweiz.

Denn auch auf der offiziellen Ebene sind Deutschland und die deutschsprachige Schweiz kaum mehr auseinanderzuhalten. Im deutschsprachigen Raum – oh welch' in der Magengrube schmerzender Begriff – fanden schon längst regelmässig Treffen deutscher, österreichischer und schweizerischer Minister und Honoratoren statt. Dagegen wollte Bern am ersten Gipfeltreffen der französischsprachigen Staaten zuerst nicht einmal teilnehmen, die Schweiz, dieses doch auf die Hege und Pflege seiner Minderheiten sonst so stolze Land. Erst auf energische welsche Proteste hin schickte man schliesslich kleinmütig eine Beobachterdelegation.

Zudem: In der Schweiz ist mit dem Näherücken der magischen Zahl und Formel «Binnenmarkt 1992» beinahe explosionsartig eine riesige Europa-Debatte «ausgebrochen». Und wiederum ist für die Deutschschweizer Mehrheit frag- und klaglos die Bundesrepublik Deutschland die grosse Hoffnung für Rat und Tat gegenüber der Europäischen Gemeinschaft. Wobei schwierig zu entscheiden ist, ob vor allem die Eidgenossen als Bittsteller mit dem Sennenkappelein auf dem Kopf demutsvoll auf den grossen Schutzpatron im Norden blicken oder ob die Bundesrepublikaner in gönnerischer Umarmung dem kleinen deutschsprachigen Bruder diesen Schutz aufdrängen, ohne überhaupt einen Gedanken darauf zu verschwenden, dass es da ja noch nicht-deutschsprachige Eidgenossen gibt. Auf jeden Fall hat Bundeskanzler Kohl in einem Fernseh-Interview mit bieder-männischer Vertraulichkeit erklärt, er sei jederzeit zu Ratschlägen für 1992 an die Schweiz bereit . . .

Gewiss, die Konturen zwischen Deutschland und deutschsprachiger Eidgenossenschaft verwischen sich, doch da ist – so wird man einwenden – dieser Sprachunterschied, dieser Schweizer Dialekt, für Nicht-Eingeborene kaum verständlich und praktisch nicht zu erlernen. Seltsam-alpenländische Laute, von denen schon Christoffel von Grimmelshausen

schrrieb: «An den Schweizern scheineth als sie ihre Wörter wie die welschen Hanen hinten im Rachen oder oben im Gaumen formirten.» Oder wie es der bissige Schweizer Schriftsteller Ludwig Hohl seinerseits «formierte»: «Die deutschschweizerischen Dialekte verdienen den Namen einer Sprache nicht; sie sind ein Mittelding zwischen menschlicher Sprache und der Ausdrucksform des Tieres – eine kuhmistaartige Dialektsprache.»

Da haben wir ihn also, den langgesuchten Unterschied, von einem Schweizer selbstironisch beschrieben. Keine Sprache also, sondern bloss eine böartige Erkrankung des Halses, wie die Schweizer oftmals scherzen. Und auch eine Sprache, welche die Deutschen ständig täuscht und verführt: Entweder zum anbieterischen «grüzzli, grüzzli» . . . oder dann zum Irrtum, alles was deutsch klinge, sei auch deutsch und müsse deshalb von ihnen zu verstehen sein. Wenn dies kein Unterschied ist.

Doch gemacht, der erwähnte Pakistaner oder Melanesier kann ja diesen Unterschied nicht genau erkennen, er kann Deutsche und deutschsprachige Schweizer an ihrer Sprache kaum auseinanderhalten. Für ihn ist alles ja kein Unterschied der Sprache, sondern höchstens der Aussprache, ein Unterschied eben wie zwischen Schmidt und Schmid. Er hört ja nicht im Schweizerdeutschen jene «angenehm zu hörende, bedächtig-würdige, mit stehengebliebenen altdeutschen Ausdrücken von eigentümlich feierlichem Klange durchsetzte schweizerische Redeweise», die einst Thomas Mann beschrieben hat. Er hört nur kernige Laute. Er sieht bloss die gleichen Glatzen, Brillen, Wänste. Er vernimmt bloss die gleichen Klagen über den alles verzehrenden Kampf um die schlanke Linie – und so wenig Anstalten, wirklich etwas dafür zu tun.

So dass sich dann für den Fremden wohl nichts geändert hat, seit jenen Tagen, da Deutsche und Schweizer noch unter dem gemeinsamen Dach des Reiches wohnten. Der Dichter Logau also Schweizer und Deutsche zusammenfasste, als er 1644 bemerkte: «Man beschuldigt zwar die Teutschen, dass sie viel trinken. Man sagt aber nicht, dass sie auch offt und

viel dürstet. Wir wohnen in einem kalten Lande, sind grosse und starke Leut', die wol arbeiten, und auch wol essen und trinken mögen. Darzu hat uns Gott so guten Wein wachsen lassen, dass wir desselben geniessen sollen, unsere kalten Mägen zu erwärmen, wie den Italiänern die Citronien und Pomerantzen zur Erfrischung, den mitternächtigen Völkern das Futter- und Beltzwerk zur Bekleidung gegeben ist.»

Der Fremde also kann's nicht hören, er kann's nicht sehen, er kann es auch nicht spüren. Nur wir beide – Deutsche und Schweizer – bemerken es sofort, auch wenn wir es, einmal abgesehen von der Sprache, nicht sofort sagen und ausdrücken können.

Was ist es denn, das uns derart klar scheidet? Es kann doch nicht nur sein, dass ich als Schweizer schon in Ueberlingen am deutschen Ufer des Bodensees auf den geliebten Milchkaffee verzichten muss – auf die berühmte Schale Gold, wie der «cafe au lait» im Lande der Schweizer Banken beinahe doppeldeutig zärtlich heisst.

Es kann doch nicht nur sein, dass ich, kaum jenseits der deutschen Grenze, mich mit der Creme aus dem Plastiktöpfchen oder gar mit der Kondenzmilch aus dem Metallkrüglein, die schon mehrere Tage auf dem Tische steht, begnügen muss? Und es kann doch auch nicht nur jener unverwechselbare Mischgeruch aus Sauerkraut und zuviel gebrauchtem Frikadellenöl sein, der mir schon in Lörrach sogar bei geschlossenen Augen «Achtung, Deutschland» signalisiert. Ich meine auch nicht die geschichtlich wohl äusserst zufällige Staatsgrenze, nicht die Flaggen und die Hoheitszeichen, nicht die Autokennzeichen und die Währung, sondern etwas Anderes, ganz Anderes, wenn ich sage: Verwandt sind wir . . . und trotzdem verschieden.

Die Landschaft des «ich»

Ja, was ist es eigentlich, das Deutsche und deutschsprechende Schweizer scheidet? Wie ist es dazu gekommen, dass hüben und drüben des Rheins, wo die Sprache nun derart ver-

schieden auch wieder nicht ist, in jedem Gespräch, in jeder Alltagsäusserung sofort klare Unterschiede zu Tage treten? War es die Geschichte? Ist es die Politik? Die Gesellschaft? Die Schule oder die Schulung? Oder ist es all dies zusammen?

Der Hauptunterschied ist doch wohl: Deutschland – das ist die Landschaft des «Ich». Wer schon einmal deutsche Kinder vor Fernsehkameras gesehen und dann einen Vergleich mit Schweizer Altersgenossen gezogen hat, weiss, was gemeint ist: Ich glaube, ich will, ich soll – das ist schon bei deutschen Kindern eine Hauptredewendung. In der vergleichsweise viel grösseren und ausgreifenderen deutschen Gesellschaft werden schon die Kleinen – besser gesagt – müssen schon die Kleinen auf Selbstbewusstsein und Selbstbehauptung unter den vielen, auf Hervortun und Lebenskampf hin erzogen werden. Mit der Folge, dass sie dann altklug, wenig spontan, gedrillt und geschliffen wirken.

Der Deutsche ist – weit mehr als der Schweizer – gewohnt, oder wird eben durch die anderen, ebenso deutschen Deutschen gezwungen, seine Meinung klipp und klar zu sagen, auf sein Recht zu pochen, um seinen «Platz an der Sonne» zu kämpfen. Die deutsche Erziehung zielt immer noch auf Interessendurchsetzung, auf Zupacken und Durchsetzen. Beinahe jede Schweizer Frau, die nach Deutschland kommt, wird bald einmal eines bemerken: Wer in einem deutschen Geschäft in anerzogener Zurückhaltung oder helvetischer Verklemmtheit ruhig wartet, bis er an die Reihe kommt, kann lange warten. Diese Ich-Deutschen werden immer eine Nasenlänge voraus sein.

Ist es die dichtere Besiedlung des Landes? Sind es die Massen der Grossstädte? Ist daraus eben jener Volkscharakter hervorgegangen? Oder ist es die leidvolle Geschichte, in der das Leben manchmal tatsächlich zum Kampf ums nackte Ueberleben wurde? Die Landschaft des «Ich» macht aus Deutschland eine Gesellschaft der Ellenbogen, einen Chor der Lautsprecher im Lautsprecher-Zeitalter, einen «Hoppla, da bin ich» – und «alle mal herhören» – Verein.

Negativ ausgedrückt wird daraus dann eben jene deutsche Aggressivität, die das Ausland immer derart heftig kritisiert. Doch man kann es auch positiv wenden. Dann wird aus der Ballung von Menschen, die derart viel «ich» sagen, jene dynamische deutsche Gesellschaft, die sich beispielsweise nach dem Krieg im Wiederaufbau so grossartig bewährt hat. Wenn man bedenkt, dass die sizilianischen Erdbebenopfer von 1967 immer noch in Baracken hausen . . .

Ob im Guten, ob im Bösen: Diese deutsche Gesellschaft des «Ich» ist immer dabei. Und diese «Ich»-Dynamik hat die Deutschen zu ihren grossen, weltverändernden Leistungen befähigt. Denn man darf ohne Uebertreibung behaupten, dass kein anderes Volk die Welt derart verändert hat wie die Deutschen. Das Auto, die Kernspaltung, das Fernsehen und Karl Marx – sie alle sind letztlich deutsche «Erfindungen», und sie haben das Antlitz dieser Erde im abgelaufenen Jahrhundert mehr umgepflügt als alles andere zusammengenommen. Der Verbrennungsmotor ist mittlerweile in die entlegensten Winkel unseres Planeten vorgestossen. Er schafft Mobilität und Kommunikation, er bedroht aber auch ganze Weltstädte mit dem Erstickungstod. Das Auto ist für die Menschheit Segen und Fluch zugleich, wahrscheinlich die grösste gesellschaftliche Revolution unseres Jahrhunderts. Und es wurde in seine brauchbarste und nützlichste Form gebracht von den Deutschen Daimler und Benz. Das (Farb)-Fernsehen – auch es letztlich von Deutschen industriefähig gemacht – hat in der ganzen Welt gesellschaftliche und politische Auswirkungen, die überhaupt noch nicht vollständig abzusehen sind.

Im Banne der Lehren des deutschen Philosophen Karl Marx werden immer noch Schlachten geschlagen und Revolutionen angezettelt. Im Zeichen von Marx leben oder müssen immer noch Millionen leben. Und die Kernspaltung schliesslich, die durch die Erkenntnisse des Deutschen Albert Einstein möglich geworden ist, könnte noch einen Schritt weitergehen. Sie könnte die Welt nicht nur verändern, sondern sogar in die Luft sprengen. Und auch Ein-

stein war seiner ganzen Erziehung, kulturellen Zugehörigkeit, seinem ganzen Forscherdrang nach ein Deutscher. «Andere Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kommt aber darauf an, sie zu verändern», hatte Karl Marx gesagt. «Ich will erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält», sprach Goethes Faust.

Man braucht allerdings nicht in hohe philosophische Sphären hinaufzugreifen, um diese deutsche Landschaft des «Ich» zu fühlen. Ganz alltägliche Dinge genügen, manchmal sogar vollauf. Da ist dann beispielsweise der unselige deutsche Hang zum Monolog, zum ich-bezogenen Vortrag, zur Selbstdarstellung. Schon Kurt Tucholsky, der es ja wissen musste, hat einmal über die Berliner geklagt: «Der Berliner kann sich nicht unterhalten. Manchmal sieht man zwei Leute miteinander sprechen, aber sie unterhalten sich nicht, sondern sie sprechen nur ihre Monologe gegeneinander. Die Berliner können auch nicht zuhören. Sie warten nur gespannt, bis der andere aufgehört hat zu reden, und dann haken sie ein.»

Aggression und Monolog, wenn man will, wiederum positiver, auch Dynamik und Schlagfertigkeit – wo im Alltag könnte man sie in deutschen Landen besser erleben als an der Stehtheke, eine Einrichtung, die in der Schweiz weitgehend fehlt. Die Unterschiede der deutschen Ellbogen-Gesellschaft reichen eben bis in die Alltäglichkeiten der Gasthäuser und des Strassenverkehrs hinein. Beinahe noch nie bin ich in Deutschland an einer dieser typischen Theken gestanden, ohne dass ich nicht von irgendeinem Zecher in zumeist aggressivem Tone angequatscht, ja beschimpft worden wäre ...Auch ein betrunkenener Deutschschweizer ist dazu zu mundfaul oder zu verklemmt.

Nein, es liegt viel Feindschaft in dieser deutschen Gesellschaft des «Ich». Beinahe nie habe ich einen deutschen Journalisten etwas Gutes über einen anderen deutschen Journalisten sagen hören. Bloss: der nimmt Geld, diese hat sich hochgeschlafen, das ist ein ehemaliger Nazi, dieser ist eine Springer-Hure, jener wird vom Osten bezahlt . . . Und dann dieser Stras-

senverkehr. Die Schweiz, die anderen europäischen Staaten, können sich mit ihren Unfallzahlen und ihrem autofahrerischen Leumund gewiss nicht als Unschuldslämmer darstellen. Doch die Bundesrepublik Deutschland, diese Autobahnlandschaft des «Ich», leistet sich nach wie vor als einziges europäisches Land den blutigen Scherz, auf Geschwindigkeitsbeschränkungen auf seinem Autobahnnetz zu verzichten. Weder die CDU noch die SPD haben ernsthaft daran gedacht, derartige Limiten einzuführen, als sie die Mehrheit der Regierungskoalition stellten. Und die FDP, die immer mit dabei war, schon gar nicht. Die Grünen haben eine entsprechende Forderung zwar in ihrem Programm, aber nur klein geschrieben und nur halbherzig-kleinmütig vertreten. Auch bei ihnen regiert die grosse Angst vor dem Wähler, der sich eben die Lust an seinem liebsten Spielzeug nicht beschränken lassen will. Auch grüne Wähler könnten der Urlust an der Geschwindigkeit verhaftet sein. . . . Deshalb ist die deutsche Autobahnraserei das potenzierte Protzertum, das «Alle mal hersehauen, ich bin der schnellste, der schönste, der grösste, der gewaltigste» geblieben. Auf den deutschen Autobahnen mit ihren schnellen Wagen, den Porsches, den Mercedes, den BMW's, da ist noch für das Ich und das Ueber-Ich die grosse Jagd frei, da rufen die Hupen und Mehrklanghörner zum grossen Halali. Auf der rechten, langsameren Fahrspur dröhnen in ununterbrochenem Zug die grossen Brummer vorbei, langsamer zwar, aber auch gefährlicher. Der befremdete Fremde hat nur eine Wahl: Entweder er bleibt rechts, auf das Tempo der Laster reduziert und ständig der Gefahr ausgesetzt, in einen tödlichen Auffahrsandwich genommen zu werden. Oder er wagt sich nach links, auf die freie Tempo-Wildbahn. Doch dort wird mit -zig Pferdestärken, mit Zwölfzylindern, Lichthupen, Turboladern und Spoilern gnadenlos auf ihn Jagd gemacht, bis er seinen eigenen Wagen auswindet, dass dieser unter Vollgas ächzt und stöhnt . . . oder bis er wieder schicksalsergeben und reumütig zwischen die rechtsseitigen Ungetüme zurückkehrt.

Nein, nein: Andere Völker mögen schlecht autofahren, rücksichtslos, zu schnell, zu gefährlich, zu zerstreut, oder was weiss ich was. Doch die Deutschen führen auf den Strassen Krieg, einen Krieg jeder gegen jeden. Oftmals macht es den Anschein, als sei der deutsche Strassenverkehr die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln.

Die deutsche Landschaft des «Ich» – das ist die Landschaft aggressiver Schärfe und Kompromisslosigkeit. Vielfach, in der Politik, aber auch im Geschäftsleben, scheint sich der Deutsche nicht damit zufrieden zu geben, den Gegner zu besiegen, klar als erster durchs Ziel zu gehen. Nein, dieser Widersacher, er muss ganz und gar niedergewalzt, für alle Zeiten mundtot gemacht werden. Und dies mit einer Sprache, die mit Fäkal- und Pornolauten durchsetzt ist. Schon oftmals habe ich mich über diese Schärfe der deutschen Alltagssprache, über diese Lust und Freude am Schweinischen und Schweinigeligen gewundert, über das, was alles in Deutschland «saumässig» und «Scheisse» ist. Doch dann habe ich mit offenkundiger Resignation gelesen, dass schon Goethe einmal von seiner Einsicht «in das durchaus Scheissige der zeitlichen Herrlichkeit» geschrieben hat. Wenn schon der grösste Dichter . . .

Wie immer, wenn eine Mentalität einmal festgefügt ist, so zeigt sich diese Betonung des «Ich», dieser Anspruchsgeist, dieses Streben und Bestreben, der erste und der grösste zu sein, nicht nur auf den Höhen des Geistes, sondern bis in die kleinsten Regungen des Alltags hinein. Deshalb auch ist der Deutsche der typische «Adabei», wie die Münchner dies nennen. So ist es dem Deutschen beispielsweise nicht gleichgültig, wo sein Ferienzziel liegt, es muss ein ganz grosses sein. Nur Engadin, irgendein Dorf im Engadin, genügt ihm zumeist nicht, es muss St. Moritz sein. Einfach Berner Oberland ist nicht genug, es muss Gstaad sein. Und kann er sich's nicht leisten, so sagt er einfach, er sei dort gewesen, auch wenn er seinen Urlaub in Madulain oder in Zweisimmen absolviert hat. Ist es eigentlich nicht seltsam und wundersam, dass dieser Unterschied der Mentalitäten und

geschichtlichen Erfahrungen, des Staatswesens und der Staatsgesinnung, auch in derart simplen Dingen wie in Urlaubs- oder Feriengeschichten zum Ausdruck kommt?

Besonders drückend und bedrückend wird der Anblick der deutschen «Ich-Landschaft», wenn sich die vielen überbetonten Ichs in einer kollektiven Aufwallung zu einem grossen «Wir» vereinen. Wie zumeist in unseren Zeiten zeigt sich dies am augenfälligsten auf dem Gebiet des Sports. Deutschschweizerische Radio- und Fernsehkommentatoren mögen sagen: «Die Schweizer Mannschaft hat gut gespielt; die Schweizer greifen an; die Schweizer Nationalmannschaft sollte jetzt noch unbedingt ein Tor schiessen; die Schweizer Auswahl konnte in der 16. Minute endlich den Ausgleich erzielen.»

Redaktionelles Einschiesel

Ein Beispiel dafür, wie sehr sprachliche Missgeburten «von draussen rein» bei uns aufkommen, bieten selbst Blätter, die sich auf ihre Ursprünglichkeit weiss was einbilden. So der «Basler Bebbi», der zu einer photographischen Aufnahme von Kindern, die im zurückliegenden Sommer sich an einem der vielen Basler Brunnen vergnügten, folgende Betrachtung produzierte:

Ganz schön mutig, diese Kids. Wer's nicht glaubt, der überzeuge sich ruhig einmal selbst vor Ort in der «Dalbevorstadt». Einen Moment nur, nachdem das Mädchen auf dem Brunnen den Ball gefangen hat, springt sie dem Jungen hinterher. Brunnenspringen ist zur Zeit in. Keine Angst: Es sieht wilder aus als es ist. Hauptsache, es macht den Kindern Spass. Und sie haben die Sprünge unglaublich gut drauf. Die einen kriegen nie genug, klettern rauf und springen am laufenden Band runter. Andere wieder kommen nur mal schnell für eine Abkühlung vorbei.

Nicht so ein deutscher Rundfunkreporter: «Unsere Mannschaft, unsere deutsche Elf». Oder sogar: «Wir müssen jetzt vorrücken; wir müssen jetzt endlich Tore schiessen; wir sind jetzt stärker geworden; wir haben gesiegt.» Genau so wie im Deutschen Bundestag oftmals nicht gefragt wird: «Wo steht Deutschland in Europa? Wie soll die Bundesrepublik Deutschland nun dies anpacken?» Sondern bloss: «Wo stehen wir? Wie sollen wir nun handeln?»

Diese «Ich-Bezogenheit», diese durchdringende Schärfe des Tones, diese Aggressionen in der Gesellschaft, – natürlich kommt es auch unter deutschsprachigen Eidgenossen mitunter zu derartigen Aussprüchen und Ausbrüchen. Doch sie sind kein prägendes Merkmal. Alles verläuft milder, gemessener, ruhiger, zurückhaltender, vielleicht auch scheuer, verklemmter. Auch hier ist der Unterschied nicht eben gross, doch durchaus da, – ein Unterschied erneut wie zwischen Schmidt und Schmid, vor allem, wie diese Namen ausgesprochen werden.

Die Schweizer Landschaft des «man»

Denn gegenüber den deutschen Regionen des «Ich» ist die Schweiz die bergige, bucklige, aber auch vage Landschaft des «man» geblieben. So ein rechter Eidgenosse antwortet auf die Frage nach seiner Meinung – vielfach überhaupt erst nach mundfaulem, gehemmtem Zögern – zumeist mit «man sollte halt, man müste halt», kaum einmal mit einem klaren «ich». Wahrscheinlich ist beim Schweizer das Ellbogenbetonte in den Bergen nicht hochgekommen, obwohl auch er natürlich inzwischen zum kompletten Städter und Vorstädter geworden ist. In Deutschland, in der dichtbesiedelten Ebene, muss man die Ellbogen einfach gebrauchen, wenn man als Einzelner an der Sonnenseite überleben will. In den Bergen prallen die geschwungenen Ellbogen ja zumeist nicht auf Mitmenschen, sondern werden von den Gebirgen zwischen den Tälern «stossgedämpft».

Das tönt vielleicht positiv, ist es aber nicht. Denn der Schweizer ist so nicht aus Tugend, sondern aus Verklemmtheit, aus einer schlechten Mischung aus Ueberlieferung und Erziehung. Er ist eben der seltsame Herr Schüch (Herr Scheu) aus dem «Nebelspalter». Wenn er einmal im In- oder Ausland ein teures Geschäft betreten hat, dann wagt er auch angesichts astronomischer Preise nicht mehr, an Rückzug zu denken, sondern kauft mit der Faust im Sack. Und schämt sich hinterher vor sich selbst, dass er soviel Geld ausgegeben hat.

In der Schweiz – so könnte man sagen – hat der Mann ein «n» verloren und ist zum allgemeinen, unverbindlichen, auf das Mittelmass zurechtgestutzten «man» verkommen. Genau wie der Schweizer in seinen engen Räumen im Grunde keine grossen Männer erträgt, zu gross erscheinen sie ihm für sein kleines Land. Des Schweizers einzige weltberühmte Helden – Tell und Winkelried – haben in dieser Hinsicht den nicht zu unterschätzenden Vorzug, dass sie wahrscheinlich nie gelebt haben. Und die anderen, die echt lebendigen grossen Männer – Hans Waldmann, der Zürcher Bürgermeister, Jürg Jenatsch, der Bündner Barockheros, der Berner Aufrührer Karl Henzi und der Waadtländer Revolutionär Major Davel – wurden von den Eidgenossen «rechtzeitig» umgebracht oder hingerichtet, bevor sie für die kleine Schweiz zu gross werden konnten.

Der Held, der grosse Mann, der Führer, der Ruf nach Führung, das ist in der Landschaft des «man» die kleinste Versuchung, wiederum nicht aus Tugend, sondern weil Missgunst und Neid viel zu früh einsetzen und jede Blitzkarriere stoppen, bevor sie überhaupt begonnen hat.

Grossmannssucht wird dem Schweizer seit Jahrhunderten allein schon durch die Geographie ausgetrieben, schon in frühesten Jugend, beim Blick auf die Weltkarte oder auf den Globus. Ein Kanadier hat mir einmal erzählt, wie er als Junge beim Studium der Weltatlanten begeistert gewesen sei. Mehr als ein Viertel der gesamten Fläche schön rot eingefärbt, das British Empire. Und Kanada gehört dazu, ist gross, also bin auch ich gross. Genau das kann

einem Schweizer nicht passieren. Im Gegenteil: Jeder begeisterungsfähige Schweizer Knabe erleidet beim Blick auf die Weltkarte schon in früher Jugend einen eigentlichen «Schock». Allein schon auf den Europakarten ist die Schweiz winzig klein. Und auf einem Globus kaum noch auszumachen. Da kann man schon kleinmütig werden, da liegt die Flucht vom «Ich» zum «man» wirklich nahe.

Wahrscheinlich hat dieser «Kartenschock» des Schweizers noch viel weitergehende Folgen. Wenn nicht alles täuscht, so haben nämlich die diffuse Scheu des Schweizers, seine Unsicherheit, ja Verklemmtheit hier ebenso ihren Ursprung wie seine viel belächelte Sparbuchwirtschaft. Wessen Staat so klein ist, dass er auf jeder grösseren Landkarte kaum mehr zu erkennen ist, der fühlt sich unterschwellig und unterbewusst immer auch in seiner Identität bedroht. Und er verhält sich entsprechend vorsichtig, verunsichert, vage, eben vielfach nicht als Mann, sondern bloss als «man». Oder dann reagiert der sich bedrohtühlende Zwergrepublikaner mit den bekannten, gefühlsbetonten Abwehrreflexen gegen alles Ausländische, alles Fremdländische – Abwehrreflexe, für die der Deutschschweizer mittlerweile derart bekannt geworden ist. Mehrere (immerhin abgelehnte) Verfassungsinitiativen gegen die sogenannte Ueberfremdung zeugen ebenso davon wie die zwei oder gar drei Anti-Ueberfremdungsparteien, die mehr oder minder stark in den eidgenössischen Kammern und in beinahe allen kantonalen Parlamenten vertreten sind. Wie gesagt: Vieles deutet darauf hin, dass auch das vielfach übersteigerte Sicherheitsbedürfnis, das für die Mentalität des Deutschschweizers derart kennzeichnend geworden ist, in der vordergründig unsicheren und ungesicherten Existenz des Kleinstaates inmitten Europas seinen Ursprung hat, ebenso wie Spartrieb und Bankgeheimnis. Genau wie die immer wieder verfolgten und bedrohten Juden letztlich in der Anhäufung von Kapital das letzte Bollwerk, den letzten Rettungsanker gegen ihre existentielle Bedrohung erblickten, sieht jeder Schweizer im Notgroschen auf dem Sparbuch

– das in der Schweiz bezeichnenderweise liebevoll Bankbüchlein genannt wird – ein Rezept gegen die ausgeprägte Existenzangst von Staat und Individuum. Er sei zwar sozial ziemlich gut abgesichert, pensionsberechtigt und gegen alle Fährnisse des Lebens versichert, sagte einmal ein Schweizer Botschafter. Doch immer, wenn er wieder einmal etwas viel Geld ausgegeben habe, überkomme ihn der «Verarmungswahn», und er schalte für eine gewisse Zeit einen scharfen Spargang ein . . .

Das ist sie, diese Sicherheitsmentalität des Deutschschweizers, die aus der Schweiz das Land mit der höchsten Pro-Kopf-Sparquote, das Land der Banken und des berühmt-berüchtigten Bankgeheimnisses, das Land der verhältnismässig grössten Versicherungen und Versicherungsprämienzahler gemacht hat. So ein richtiger Schweizer ist gegen alles und jedes versichert, so ein richtiger Eidgenosse hat nicht nur ein, sondern gleich mehrere Bankbüchlein. Gewiss: Auch viele Deutsche verspüren diesen Trieb, sich durch Geld und Versicherungen gegen die Existenznöte und Existenzängste abzusichern, vor allem die durch Inflation und Krieg erschreckte und verängstigte ältere Generation. Doch dies ist eben der Unterschied. Das vielfach auch übertriebene deutsche Ab- und Versicherungsbedürfnis entspringt leidvollen, realen Erfahrungen. Die Ueberversicherung des Schweizers dagegen bloss der Existenzangst des Kleinstaates, dem Kartenschock des Kleinstaatlers. Es hätte nicht einmal die wirkliche Bedrohung im Zweiten Weltkrieg gebraucht, um jene bekannte schweizerische Igelmentalität hervorzubringen, deren Abwehrstacheln für den Nicht-Schweizer derart lästig werden können. Die ständige Zukunftsangst des Kleinstaates in einer immer enger zusammenrückenden Welt hätte genügt. Und genügt seit dem Kriege immer noch, dass der Igel in der Landschaft des «man» noch geraume Zeit ganz schön eingerollt bleibt.

Dazu kommt noch etwas: Der geschichtliche Glücksstern, die französisch-, italienisch- und rätoromanischsprechenden Miteidgenossen. Die vielgerühmte Toleranz des Schweizers ge-

hört wahrscheinlich mit zum positiven Bild, das sich das Ausland vom Schweizer macht. Im Alltagsleben ist sie vielfach – wer wüsste das besser als die Schweizer selber – Mangelware. Doch im Laufe der Geschichte zwangen die Verhältnisse auf staatlicher Ebene schliesslich zur Toleranz, auch hier keineswegs nur aus historischem Verdienst der Schweizer, sondern *faute de mieux*, sonst wäre die Eidgenossenschaft gerade in den dunkelsten Stunden Europas auseinandergefallen. Als Deutsche und Oesterreicher in den verhängnisvollen Chor «ein Reich, ein Volk, ein Führer» einstimmten, da wurden die deutschsprachigen Schweizer durch das Anderssein dieser romanischen Schweiz in ihrer Mehrheit daran gehindert, einfach mitzusingen.

Die kriegerischen eidgenössischen Bauern mit ihrer seltsamen Bauernsprache haben sicher zuletzt daran gedacht, als sie beute- und eroberungssüchtig in die französischsprachige Waadt oder in die Region der italienisch parlenden Tessiner einrückten. Doch rückblickend gereichte diese allemannisch-germanische Eroberungslust diesen Nachfahren der Germanen zum Segen. Im Zusammenleben mit Welschen und Tessinern musste sich die Deutschschweizer Gesellschaft manche allzu-germanischen Ecken und Kanten abschleifen, wenn die Eidgenossenschaft als Gemeinschaft überleben wollte. Zählt man jetzt noch die volle Million Menschen aus Italien, Spanien, Portugal, Griechenland, Jugoslawien, der Türkei und anderen Staaten hinzu, die mittlerweile in der Schweiz wohnen, so wird es noch deutlicher: Die Bundesrepublik Deutschland und die Deutschschweiz sind sich in vielem zum Verwechseln ähnlich. Oftmals muss ich mir in der Bundesrepublik an den Kopf greifen und richtiggehend in Erinnerung rufen: Halt, du bist ja gar nicht in der Schweiz, du bist in Deutschland. Kaum ein Unterschied also, wäre da nicht diese lateinische Schweiz, wären da nicht diese Ausländer.

So ist man denn versucht, die These zu wagen: Die Deutschschweiz – das ist Deutschland, gemildert und erträglich gemacht durch Welsche und Tessiner plus Einwanderung . . .

Es ist schon richtig: Allein schon durch ihre Existenz zwingen diese Minderheiten den Deutschschweizer innerhalb der eigenen Grenzpfähle zu gewissen Rücksichtsmassnahmen und Vorsichtigkeiten, dazu, sein Recht nicht mit allen Mitteln durchzusetzen. Vielleicht zwingen sie ihn auch dazu, «ich» und «wir» etwas zurückzudrängen, zugunsten des allgemeinen «man». Denn nicht wahr? In den Bergen, da müssen die wenigen Menschen zusammenstehen, da gilt es, sich gegenseitig zu helfen, wenn man überleben will. Die Ellbogen dürfen hier nicht derart rücksichtslos gebraucht werden wie zwischen den Allzu-Vielen in den Ebenen.

Dies alles hat dazu geführt, dass sich auch der Deutschschweizer nicht unterhalten kann. Aber nicht, weil er Monologe hält, nicht, weil er nicht zuhören kann, wie es Tucholsky von den Berlinern schildert. Sondern, weil er wenigstens seiner Sprache nach ein Bergler geblieben ist, weil er eigentlich ausser diesen rauhen Kehllauten überhaupt keine Sprache hat, weil seine immer noch calvinistisch-puritanische Erziehung ihn dazu bringt, sein «Ich» immer hinter einem gebrummelten, allgemeinen «man» zu verbergen.

So könnte man, etwas überspitzt zusammengefasst, aussagen: Die deutsche Gesellschaft ist eine grossbürgerliche, die schweizerische eine spießbürgerliche.

In der deutschen Gesellschaft steckt viel «Ich», viel Hang, sich und seinen hohen Rang gebührend herauszustreichen, vielfach auch viel Protz und Angeberei. Dass dies bis in die politische Stellung des Landes hinein führen kann, das hat Golo Mann gezeigt, jener Golo Mann, der als Deutscher geboren und dann (Deutsch-)Schweizer wurde, also sicher über feine Antennen für die deutschen Probleme mit der Nachbarschaft verfügt. Dieser Golo Mann hat einmal geschrieben: «Die Deutschen verloren ihre Sympathien in der Welt, weil sie glaubten, sie nicht zu besitzen und prahlerisch versicherten, ihrer nicht zu bedürfen.»

Der Deutsche ist also in dieser Mischung von nationalem Minderwertigkeitskomplex und

lautstarker Kompensation ein besitzwütiger und besitzergreifender Grossbürger. Und ist er es nicht, so tut er doch alles, es zu werden, so möchte er es wenigstens sein. Die deutsche Gesellschaft ist eine grossbürgerliche mit verschämten adligen Einsprengseln – oder gar mit unverschämten, man denke bloss an die Fürstin Gloria von Thurn und Taxis . . .

Deshalb wohl macht die deutsche Gesellschaft den Eindruck geschichtlicher Grösse, des grossen Ereignisses, des historischen Atems – oder erweckt zumindest den Eindruck, sie möchte es sein. Und deswegen verbreitet sich in der Schweiz immer wieder der Geruch staatlich verordneter Zwangsmoral. Beispiel gefällig? Jeder deutsche Radiosender, der etwas auf sich hält, verbreitet am Morgen zu den Kalenderdaten einen Rückblick auf historische Ereignisse, macht auf den Jahrestag einer deutschen Erfindung aufmerksam, gedenkt eines grossen Dichters oder Denkers, eines epochemachenden Künstlers. Und das deutschschweizerische Radio DRS? Dort trieft alltäglich die Morgensendung «Zum Tage» von moralinsäuerlichen Sprüchen, geradezu ein Tummelfeld der Oberlehrer und Pastoren, der Moraltanten und der Anstandswauwau. Auch dies ein merklicher Unterschied, und ein bezeichnender dazu.

Deshalb zeigt der Deutsche gerne, was er hat . . . und oftmals auch das, was er gar nicht hat. Angabe ist schliesslich das halbe Leben.

Der Wohlstand des calvinistisch-zwinglianischen Deutschschweizers dagegen muss tunlichst verborgen gehalten werden. «Man» hat es, doch «man» zeigt es nicht. Und wie sprachlich verschieden es diese beiden tun! Die Sprache des Schweizers wirkt mit ihren vielen Verkleinerungen und Verniedlichungen – Fränkli, Chüechli, Chästli – verharmlosend, auch wenn der betreffende Schweizer alles andere als harmlos ist. Ein kluger Deutscher, der in der Schweiz lebt, hat zu Recht einmal darauf hingewiesen, in der Schweiz müsse es sich dann und wann sogar Gott gefallen lassen, ins Diminutiv versetzt zu werden. Tatsächlich: Der Herrgott wird oftmals zum Herrgöttli.

Das scharfe «ich meine, ich will» des Deutschen dagegen wirkt aggressiv, dominant, auch wenn der betreffende Deutsche ein durchaus friedfertiger Mensch ist. Der «man»-Schweizer versteckt seine Machtansprüche und Machtgelüste zumeist ebenso hinter einer Fassade wie sein Geld. So ist denn die deutschsprachige Schweiz nicht nur die Landschaft des unpersönlichen «man», sondern auch das El-Dorado der Sittenmandate und der obrigkeitlichen Verordnungen. Der Deutschschweizer ist nicht nur der Bankier und der Innkeeper der Welt, er ist auch ihr Oberlehrer. Nicht umsonst ist der grosse Erzieher Johann Heinrich Pestalozzi eine der bekanntesten Figuren der Schweizergeschichte. Und deshalb wollen seine deutschsprachigen Nachfolger in der Schweiz dem Bürger via obrigkeitlichen Ukas verordnen, was ihm frommen soll. Deshalb wurde beispielsweise in Winterthur – für Schweizer Verhältnisse eine recht grosse Stadt – die Sperrstunde der Gasthäuser (in der Schweiz bezeichnenderweise Polizeistunde genannt), erst 1987 wagemutig bis Mitternacht ausgedehnt. Deshalb haben die deutschsprachigen Eidgenossen mit ihrer Mehrheit via Volksabstimmung den Autofahrern das Gurtenobligatorium verschrieben. Deshalb wollen kirchliche und grüne Puritaner – sie treten oftmals auch in Personalunion auf – in einer heiligen Zornallianz an 12 Sonntagen den modernen Götzen Automobil verbieten.

Deshalb ist in der Schweiz die Debatte über die Prostitution noch verklemmter, noch spiesiger wie anderswo. «Man» – der Staat, die Obrigkeit, die Gesellschaft, die Kirche – muss den Bürger notfalls zu seinem Glück zwingen – mit Geboten und Verboten. Die Gesellschaft – das ist in der deutschsprachigen Schweiz vielfach kein vertrags- und staatsmässig geregeltes und festgeschriebenes Zusammenleben von Individuen, sondern ein ständiger Erziehungsversuch. «Man» tut dieses, man sollte jenes tun. Und noch viel mehr: Dieses tut man einfach nicht, und jenes schon gar nicht. Die Schweizer Strassen sind voller fahrender Mini-Pestalozzis, welche die anderen Verkehrsteilnehmer mittels Licht- und anderer Hupen oder

mit der altgeübten Zeichensprache unablässig einer «education permanente», einer Dauererziehung im buchstäblichen Wortsinn zu unterziehen versuchen. Kaum irgendwo auf der Welt tönt alles so weich – und ist trotzdem der soziale Anpassungsdruck so hart wie in der deutschsprachigen Schweiz.

Man muss «man», eben das Volk in seiner allgemeinsten Bedeutung, zu seinem Glücke erziehen – oder wenn dies nichts fruchtet, zu seinem Nutzen und Frommen zwingen – das ist echte deutschschweizerische Art. Der Deutschschweizer ist der «man» der calvinistischen Sittenmandate, der Staatsmoralist, der seinen Mitmenschen das Spielcasino und das Eros-Center verbietet, auch wenn er selbst vielleicht ein häufiger oder zumindest ein gelegentlicher Gast beider ist, aber selbstverständlich jenseits der Landesgrenzen, im sündigen Ausland.

Wie oft schon hat dieses Ausland die Landsgemeinde in Wort und Schrift als Urzelle der Demokratie gefeiert. Und vielleicht zu wenig bedacht, wie gross dieser soziale Druck sein kann, wenn Parteichef und Parteimitglied, Regierende und Regierte, Schuldner und Gläubiger, Abhängige und Unabhängige in offener Abstimmung über ihre verschiedenen Interessen zu entscheiden haben.

So ist also der Deutsche vielfach lauter, angriffiger, prahlerischer als der Deutschschweizer. Doch dafür wischt er in seiner dynamischen Angeberei heuchlerische Bedenken einfach hinweg, setzt er sich über die engen und beengenden Gesetze der Puritanermoral einfach herzerfrischend hinweg. Er ist weniger er- und verzogen als der Deutschschweizer, weniger verbogen auch, direkter, eben ein Grossbürger und dann und wann ein Grosskotz, aber kein Spiessbürger.

Deswegen sind denn auch die Unrast an den Universitäten, die Auflehnung der Jugend, die Friedensbewegung, der Vormarsch der Grünen auch in die deutschsprachige Schweiz, in die Landschaft des «man», gekommen. Es konnte wegen der engen sprachlichen und kulturellen Verflechtung gar nicht anders sein, schliesslich leben die meisten deutschsprachi-

gen Schweizer nicht weniger in der bundesdeutschen Fernsehprovinz als die Hamburger, Kölner, Münchner. Doch in der milderen gesellschaftlichen Landschaft des «man» wurden diese Konflikte und Bewegungen mit der typischen Zeitverspätung des Alpenlandes manifest. Und sie verliefen und verlaufen auch viel milder. Der (deutsch-)schweizerischen Gesellschaft, vor allem dem Einzelmenschen, fehlt jene Kompromisslosigkeit und Aggressivität, mit der in Deutschland die Konflikte ausgetragen werden. Und die der deutschsprachige Fremde – schliesslich versteht er ja auch deutsch – sofort spürt. Man braucht nicht einmal an die hochhoffiziellen Bundestagsdebatten zu denken, denen die Fernseh-Genossen und die Fernsehaidgenossen derart fasziniert zusehen und zuhören, gerade weil eine derartige Aggression in der Wortwahl, ein derartiges Hahnenkampfritual, eine derartige Schärfe der Sprache und der Aussprache in den eidgenössischen Kammern undenkbar wäre. Allein schon in den deutschen Fernsehdebatten herrscht ein unterschwelliger Angriffston vor, dessen der Schweizer allein schon auf Grund seiner verharmlosenden Sprache einfach nicht fähig ist. Zudem gehen die deutschen Fernsehjournalisten in den Interviews «ihre» Politiker in einer Art und Weise an, die vom schweizerischen Publikum niemals akzeptiert würde. Auch wenn immer wieder einzelne Fernsehzuschauer in der «milden» Schweiz gerade dies von den Schweizer Fernsehmitarbeitern fordern.

Die deutsche Landschaft des «Ich», das «hit-zige» deutsche Fernsehen verfügt eben in der Schweiz schon über das Faszinosum des Fremden, des Exotischen. Man sieht und bewundert es, auch wenn man es selber eigentlich so nicht haben möchte.

Denn eins steht ja fest: Des Deutschen Sprache ist nach dem Zweiten Weltkrieg in der ganzen Welt verfemt worden. In jedem mittleren Kino- oder Theaterstück kam und kommt ein hackenzusammenschlagender, «jawohl» – und «zu Befehl» brüllender Deutscher vor. Aus der Sprache Goethes und Schillers war die Sprache Hitlers geworden. (Und auch der

deutschsprachige Schweizer bekam und bekommt dann und wann etwas davon zu spüren, wenn fremdsprachige Ausländer nicht zwischen Schriftsprache und Schweizer Dialekt unterscheiden können. Als ich mich einmal in Rom in meinem Tennis-Club in der Garderobe umzog und mich mit einem Freund auf Schweizerdeutsch unterhielt, da riefen zwei oder drei andere, italienische Clubmitglieder um uns herum plötzlich höhnisch: «ecco, Welch' schöne Sprache, genau jene, die wir hier nicht mehr hören wollten. Und ein Schweizer Journalistenkollege erzählte mir, er habe in Holland einmal in einem Geschäft absichtlich den Schweizerpass zu Boden fallen lassen und nachher demonstrativ aufgehoben. Sofort habe sich die zuvor eisig abweisende Atmosphäre gegenüber einem Deutschsprachigen in vollendete Zuvorkommenheit verwandelt. Der Deutschschweizer kann also durchaus auch in die Schlagschatten hineingezogen werden, die Hitler und die Nazis auf die Deutschen und die deutsche Sprache geworfen haben.)

Immerhin hatte und hat der Deutsche eine Sprache, auch ausserhalb seiner Grenzpfähle, auch wenn ihr Klang dort vielfach unangenehme Erinnerungen weckt und alte Ressentiments wiederaufleben lässt. Der deutschsprachige Schweizer dagegen hat ausserhalb seiner knapp drei Millionen deutschsprachiger Miteidgenossen eigentlich keine Sprache. Er ist im übertragenen und vielfach auch im buchstäblichen Sinn sprachlos. Denn – viele Ausländer, ja gerade viele Deutsche wissen dies viel zu wenig und können es nicht verstehen – Schriftdeutsch ist für den durchschnittlichen Deutschschweizer nicht seine, sondern eine in der Schule mühsam erlernte Fremdsprache! Es gibt wissenschaftliche Untersuchungen, die belegen, dass beispielsweise der Abstand zwischen dem Niederländischen und dem Hochdeutschen kleiner ist als die Differenz zwischen dem Hochdeutschen und dem «Schwyzertütsch». So kommt es denn zur paradoxen Situation, dass nicht wenige Deutschschweizer flüssig und verständlich französisch, ja sogar englisch oder italienisch sprechen können, aber in Schriftdeutsch kaum einen zusammen-

hängenden, korrekten Satz zustande bringen. Sicher liegt auch hier ein Grund für die vielfach belächelte Schüchternheit und Verklemmtheit des schweizerischen «man» im Ausland.

Nicht gleich – aber doch zugeschaltet

Die deutschsprachigen Schweizer werden auch dies nicht gerne hören. Aber sie leben in der deutschen Fernsehprovinz, fernsehmässig im 17. deutschen Bundesland, nicht nur von ARD und ZDF, sondern überhaupt. In brauner Vorzeit haben sie sich mit Zähnen und Klauen gegen jede geplante Gleichschaltung gewehrt, jetzt jedoch sind sie, wenn nicht gleichgeschaltet, so zumindest zugeschaltet.

Die Fernseh – Zu- und Gleichschaltung im deutschsprachigen Raum – ist weit fortgeschritten, nicht wegen des deutschen Kulturimperialismus, sondern wegen helvetischer Sparsamkeit, wegen guteidgenössischen Geizes. Denn mit ihren relativ wenigen Zuschauern muss die Schweiz für diese Gemeinschaftssendungen wenig berappen. Schon zu Zeiten, als der Deutschschweizer Fernsehdirektor noch Dr. Guido Frei hiess, hatten die Intendanten von ARD und ZDF dafür ein geflügeltes Wort bereit: Mit fünf Fränkli ist der Dr. Frei auch diesmal mit dabei.

Im 17. deutschen Fernseh-Bundesland wird also ganz offiziell gesungen: Jetzt sind wir gottlob zugeschaltet, zugeschaltet . . .

Einmal an einer Jahreswende wurde den Schweizer Fernsehprovinzler nur aus der Gemeinschaftssendung aus Berlin die Glückwünsche zum neuen Jahr entboten. Nur die alte Tante «Neue Zürcher Zeitung» meckerte leise, sonst blieb es helvetisch über allen Gipfeln ruhig.

Die meisten Zeitungen haben sich diesen Zuschaltungen durchaus angepasst. In ihren Fernsehprogrammen erscheinen nach der Aufstellung der Deutschschweizer Sendungen sofort die Abläufe von ARD und ZDF, erst viel später und vielfach ganz klein und verschämt die Programme der französisch- und italienischsprachigen Miteidgenossen. Nur die «Neue Zürcher Zeitung» hält hier am letzten

Rest von Gesamteidgenössigkeit fest und plazierte die nationalen Programme vor den deutschen . . .

Die ARD-Sportschau Samstag 18.00 Uhr – das ist auch für jeden Schweizer Fussballfan ein geheiligter Termin, den es nicht zu verpassen gilt. Freitag 20.15 Uhr ZDF Aktenzeichen XY . . . ungelöst – das ist auch für zahlreiche Deutschschweizer Familien ein unverrückbarer Fixpunkt der betreffenden Woche.

Zu den Zeiten des braunen Schalmeeingangs haben viele Deutschschweizer ironisch und abwehrend das alte Volkslied zitiert: Horch, was kommt von draussen rein. Jetzt gucken sie bedenkenlos jeden Tag, was von draussen rein kommt . . .

Die rückhaltlose Begeisterung, mit der sich die Deutschschweizer dem Konsum deutscher Fernsehprodukte widmen, die Leidenschaft, mit der sie sich mittels der deutschen Regenbogenpresse die Liebeshändel und Finanzaffären der übriggebliebenen Reste des Hochadels zu Gemüte führen, hat einiges dazu beigetragen, dass aus der Zuschaltung eine Gleichschaltung wurde.

Folge Nr. 1: Der Deutschschweizer ist oftmals über Wohl und Wehe der deutschen Politik besser im Bilde – besser gesagt wird durch die deutschen Fernsehbilder besser ins Bild gesetzt als über die Vorgänge in Bern oder in seinem Heimatkanton. Franz Josef Strauss, Johannes Rau, Lothar Spät, Björn Engholm usw. – das sind oder waren auch in der deutschsprachigen Schweiz Figuren des öffentlichen Lebens. Aber fragen wir einmal einen Deutschschweizer, wer der Regionalpräsident der Lombardei, wer der Chef der grössten Oppositionspartei in Oesterreich, wer französischer Finanzminister ist? Die Ausrichtung auf die Bundesrepublik, die Dominanz Deutschlands im öffentlichen Leben der Deutschschweizer wird sofort deutlich werden. Jahrelang haben sich Italien und Chile wegen der Diktatur in diesem südamerikanischen Lande gestritten. Die Republik Italien kämpfte mannhaft für die Freilassung politischer Gefangener durch den Diktator Pinochet. In der Deutschschweiz nahm kaum jemand Kenntnis davon. Doch als

sich der deutsche Arbeitsminister Blüm auf einer Chile-Reise für die inhaftierten und gefolterten Chilenen stark machte, da war das auch in der Deutschschweiz sofort ein Tages- und Wochengespräch, da hagelte es lobende Leserbriefe auch in den Schweizer Zeitungen.

Weil auch die Zentralen der Schweizer Medien in Zürich oder Bern es ihrem «Volk» gleichtun – oder dazu gezwungen werden, weil nun einmal die einheimischen Konsumenten durch die deutsche Berichterstattung Heissunger auf noch mehr Deutsches bekommen haben, werden in einer unablässigen Wechselwirkung deutsche Vorgänge in den Schweizer Medien gegenüber dem übrigen Ausland bevorzugt und überdimensioniert behandelt. Unter den Bonner Korrespondenten der Deutschschweizer Medien geht deshalb schon seit Jahren das geflügelte Wort um: ein deutscher Terrorer ist den Redaktionen in der Schweiz mindestens 100 Zeilen oder eine Minute mehr wert als ein italienischer, ein Knistern im Gebäck der Bonner Koalition mehr als eine vollausgewachsene Regierungskrise in Rom.

Folge Nr. 2: Früher gab es eine schweizerische Zeitungs- und Nachrichtensprache, Schriftdeutsch gewiss, aber nicht das scheussliche Neo-Germanisch des «Spiegels» und seiner nur allzu willigen Gefolgsleute. Heute meldet das Schweizer Radio – oder müsste man bereits schreiben der Schweizer Rundfunk? – dass bei einer Brandkatastrophe im Ausland nicht zwei biedere Schweizer Feriengäste oder Touristen ums Leben gekommen sind, sondern zwei Urlauber. Und die gutschweizerische Fluggesellschaft Swissair macht auch in der Schweiz hochhoffiziell in Zeitungsinseraten – oder war es eine Anzeige? – Reklame für «Urlaubsflüge». Dabei hat man sich früher in der Schweiz einiges darauf zugutegehalten, dass die Deutschen, bezeichnend für ihren Volkscharakter, eben nie Ferien hätten, sondern nur relativ kurze Urlaube von irgendeinem Dienst. Nicht die Ferien seien ihnen das Wichtigste, sondern der Dienst. Der Urlaub sei bloss Unterbrechung des Dienstes. Die Deutschen ständen eben eigentlich immer im (Militär-)Dienst.

Doch dies ist in der deutschen Fernsehprovinz Schweiz der Schnee von gestern. Denn jetzt ist der Sprachdruck von «draussen rein» in der Schweiz auch hochhoffiziell abgeseignet worden. Man mag sich streiten, ob die Bezeichnung «Politisches Departement» für das Schweizer Aussenministerium wirklich noch zeitgemäss war. Doch nun ist die Neubenennung vollständig missglückt, jetzt ist das alte «Politische» durch das teutonische Monstrum: «Eidgenössisches Departement für Auswärtige Angelegenheiten» ersetzt worden. Sicherlich wäre es ohne die helvetischen Sprachverwirrungen und Irrungen in der bundesrepublikanischen Fernsehprovinz nie dazu gekommen.

So wundert man sich denn kaum noch, dass jetzt auch Schweizer Bankangestellte schriftlich anzeigen, sie wären krank und könnten deshalb nicht ~~nur~~ Arbeit antreten. Während sie doch früher schlicht und richtig geschrieben haben, sie seien krank.

Früher hiess eine simple Wahlvorschau bei der Schweizerischen Depenschenagentur eben Wahlvorschau. Jetzt jedoch nach neu-deutschem Brauch «Vorauspapier». Aus der Wetterprognose ist die Wettervorhersage geworden. Aus dem schlichten Vereinspräsidenten ein Vorstandsvorsitzender, aus einem einfachen Arbeiterlohn der Tarif. Und so weiter . . .

Die ganze Serie von Polizistenmorden in Nordirland und in Spanien war den Deutschschweizer Medien im besten Fall jeweils eine Kurzmeldung wert. Doch als an der Startbahn West bei Frankfurt zwei deutsche Polizeileute von Demonstranten erschossen wurden, da wurden Sonderberichterstatter aus der Schweiz eingesetzt, da prangten Meldungen und Kommentare auf den Titelseiten der deutschsprachigen Schweizer Blätter. Als der ehemalige Ministerpräsident von Schleswig-Holsten tot in einem Genfer Hotelzimmer aufgefunden wurde, da musste die Genfer Polizei erst einmal beim französischsprachigen Radio in Lausanne nachfragen, wer dieser Uwe Barschel nun schon wieder sei. Und die Radioleute ihrerseits mussten sich bei der Schweizer De-

peschenagentur in Bern erkundigen. In der deutschsprachigen Schweiz dagegen waren Barschel und die Kieler Affäre zu diesem Zeitpunkt bereits in jedermanns Munde. Dank – oder wegen – ARD und ZDF hätte in Zürich, Bern oder Zofingen jedes Kind Auskunft geben können.

Der Schweizer Fernsehprovinzler nimmt nicht nur die Bundesrepublik, sondern gleich auch noch weite Teile der Welt wie durch ein Brennglas durch die deutsche Mattscheibe wahr, in den deutschen Dimensionen und entsprechend vergrössert oder verkleinert, verfeinert oder vergrößert. Ethnozentrismus nennen moderne Soziologen diese Ausrichtung auf die eigene Volksgruppe. Im Fernseh-Zeitalter ist die deutschsprachige Schweiz dafür ein Paradebeispiel geworden.

Am Schweizer Radio gibt es jeden Morgen einen kleinen Hörerwettbewerb. Für richtige Antworten gibt es Kaffee oder kleine Mengen Gold. Dort wurde einmal nach dem Namen des Tagesschau-Chefsprechers gefragt, der eben in Pension gegangen sei. Der Sprecher erwähnte nicht einmal, gemeint sei die deutsche Tagesschau. Und die Antwort – Rudolf Köpke – wurde sofort richtig gegeben. Auch der Bewerber sagte mit keinem Wort, dass es um die ARD gehe. Im deutschsprachigen Fernsehland Schweiz war für Frager und Antworter stillschweigend von vornherein klar, dass die deutsche Tagesschau gemeint war.

Die Folgen dieser Kolonialisierung sind so alltäglich, so weit ins soziale Gewebe der Schweiz eingedrungen, dass sie kaum noch wahrgenommen werden. In Zürich habe ich schon in Inseraten die Adresse «Limmatkai» – statt, wie es offiziell und tatsächlich immer noch heisst Limmatquai gelesen. Der Gratis-Anzeiger «Züri-Woche» publiziert wöchentlich ganz selbstverständlich eine Kolumne mit Gesellschaftsklatsch und -Tratsch aus München. An ein gleiches aus Mailand oder Paris hat ebenso selbstverständlich offenbar noch nie jemand bei der «Züri-Woche» gedacht. Und zum Jubiläum des Schweizer Gewerkschaftsbundes, dem doch anteilmässig ebenso viele französisch- und italienischsprachige

Gewerkschafter angehören wie deutschsprachige, wurden weder Jean Séguéy noch Giulio Lama als Redner geladen, sondern Franz Steinkühler und Oskar Lafontaine. Auch zum Jubiläumsanlass der Schweizer Presse sollte mit Henri Nannen ein Bundesdeutscher das Wort ergreifen. Doch dann wurden die Proteste wegen Nannens ungesicherter Vergangenheit doch zu stark. Doch immerhin, zuerst hatte man an ihn, den Deutschen, gedacht.

Ja, sogar 1991, als die Schweiz ihr grosses Wiegenfest beinahe pausenlos das ganze Jahr über feierte und sich natürlich auch etwas in europäischem Glanze sonnen wollte, gingen die Gedanken zuerst und blitzschnell nach Norden: Am internationalen Fest der Schweiz sollte «selbstverständlich» kein Österreicher, aber beileibe auch kein berühmter Franzose oder Italiener den Stellenwert der Schweiz in Europa festhalten, sondern ein Deutscher. Gegen den hinhaltenden, aber vergeblichen Widerstand einiger lateinischer Schweizer und ihrer deutschschweizerischen Freunde, kam es dann auch, wie es im 17. Fernsehland Schweiz kommen musste: Die Hauptfestansprache zum grossen Schweizer Jubelfest hielt auch auf ladinischer Erde «selbstverständlich» ein Deutscher, der Kernphysiker und Philosoph Carl Friedrich von Weizsäcker, – ein Vorgang, der nichts gegen Carl Friedrich von Weizsäcker, aber viel über das Leben in diesem «Zusatzbundesland» aussagt.

In der früheren DDR nannten die Einwohner die stetig aus Radio, Fernsehen und Presse auf sie niederprasselnde sozialistische Propaganda «Rotlicht-Bestrahlung». Die Deutschschweizer dagegen unterziehen sich – und werden unterzogen – einer ebenso stetigen «Bestrahlung in Schwarz-Rot-Gold».

So kommt es, dass auch am deutschsprachigen Schweizer Fernsehen für eine bestimmte Art von Gardinen geworben wird. Obwohl eine kleine, private Umfrage sofort ergab, dass mehr als die Hälfte der Deutschschweizer gar nicht weiss, dass Gardinen die Schweizer Vorhänge sind. So kommt es, dass auch in vielen Deutschschweizer Zeitungen Geldangaben nicht mehr in Schweizer Franken, sondern in

Mark erfolgen, auch wenn die entsprechenden Meldungen nicht aus der Bundesrepublik, sondern aus Japan, Malawi oder Chile kommen. So kommt es, dass jetzt auch Schweizer Fernsehmoderatorinnen und Moderatoren mit den schönen neu-deutschen Leerformeln, mit neo-germanischem Wortgeklingel um sich werfen: Da stehen Wahlen ins Haus, da ist etwas noch nicht vom Tisch, da muss etwas anderes draussen vor bleiben. Plötzlich trainiert ein Schweizer Nationaltrainer seine Mannschaft nicht mehr, sondern «bringt sie auf Vordermann». Und aus dem guten alten Captain oder wenigstens Kapitän wird gewissermassen über Nacht der Spielführer. Wenn man sich als Anhänger der deutschen Schriftsprache die Frage zu stellen beginnt: wer rettet das Deutsch vor den Deutschen? – so muss man jetzt antworten: Die Deutschschweizer sicher nicht. «Das musste das 1:0 sein», habe ich schon sowohl beim deutschen als auch beim deutschschweizerischen Fernsehen gehört. Dabei hätten beide sagen müssen: «Das hätte das 1:0 sein müssen».

Früher hat man die Intellektuellen der französischen Schweiz oftmals hart kritisiert. Sie hätten kein schweizerisches Eigenständigkeitsgefühl, sie blickten nur nach Paris, Frankreich sei ihre geistige Heimat, das Westschweizer Volk dagegen sei bodenständig-eidgenössisch, echt schweizerisch gesinnt. Heute ist es nur eine kleine Uebertreibung, wenn man sagt: Bei den Deutschschweizern blicken beide, Intellektuelle und Volk, nur noch nach Norden, nur noch auf Deutschland. Die Intellektuellen durch «Zeit» und «Spiegel», das ganze Volk in und durch die (Bild)-Röhre.

Es gibt sogar kluge Deutsche, die diese Anpassung und Gleichschaltung glasklar erkennen und analysieren – mit dem nötigen Spott. So schreibt Klaus Harprecht in einem Aufsatz: «Die Anpassung geht weit, weiss Gott. Manche Schweizer Kommentatoren kalauern sich durch ihre Artikel, von der eigenen Smartheit überwältigt, als hätten sie ihr Handwerk in der Leserbriefspalte des Hamburger Wochenmagazins gelernt. Keine teutonische Verquastheit, vor der sie zurückscheuen. Wer sich an

solche Maulverdrehung gewöhnt hat, für den ist ein Staat nicht länger demokratisch – er muss «demokratisch verfasst» sein. Um es so brüsk wie möglich zu sagen: Kein bundesdeutscher Seich, der nicht durch die Schweizer Presse schwappt, kein Klischee, das nicht gehorsam apportiert wird . . . Von der «NZZ» ging das böse Wort um, sie schriebe, was Kanzler Kohl dächte, wenn ihn das Denken überkäme. Das ist, wie jedes Aperçu, eine Uebertreibung. Indessen tröstet nicht, dass andere Blätter hurtig nach der Pfeife des «Spiegel» zu tanzen scheinen, sich jedem Verdikt der Hamburger Anzeiger beugend.»

Und Schweizer Sportjournalisten melden eben jetzt auch, dieser oder jener Nationalspieler könne nicht mehr zum nächsten Spiel antreten. Früher, da waren Seppe Hügi und Charlie Ballaman eben Internationale, Severino Minelli ein Rekord-Internationaler. Doch jetzt sind sie alle Nationalspieler geworden. Das hat mit seiner Sprache das deutsche Fernsehen getan. Nicht nur fernsehmässig, sondern auch in manch anderer Hinsicht gilt: Die deutschsprachige Schweiz ist auf dem schlechtesten Wege, das 17. deutsche Bundesland zu werden.

Wenn doch nur die Römer wieder Germanien erobern wollten . . .

Allerdings, ein Unterschied ist zwischen Deutschland und den deutschsprechenden Eidgenossen klar und deutlich geblieben, deutlicher als der Unterschied zwischen Schmidt und Schmid, trotz des grossen Gleichmachers Fernsehen: Ich meine das Gastronomische, die Gastlichkeit im Hotel, die Lebensart.

Zwar ist auch auf diesem Felde vieles Vorurteil, manches Verleumdung. Einiges hat sich verbessert, seit den Zeiten als ein fremder Chronist schrieb: «Teutschland ist voll umbschweifender Leut, da ist ein ewiger Winter, ein finster Himmel, ein unfruchtbar Erdrich, kein Haus, sondern allein Hütten mit Blättern und Helmen bedeckt. Die Einwohner leben allein vom gewild, ein übelbekleidet nackent volk». Und auch jener Schweizer Journalist

war äusserst bösartig und ungerecht, als er noch in der Mitte dieses Jahrhunderts schrieb: «In Deutschland isst man nicht, man versucht ständig, Lebensmittelanschlagen zu entgehen.»

Nein, so schlimm steht es nicht mehr mit den deutschen Lebensgewohnheiten, auch wenn die teutonischen Fettwanst- und Kurz-Hosen-Züge durch die italienischen Städte zur Urlaubszeit eine gewisse Hochachtung vor der präzisen Beschreibungskunst des Chronisten wachrufen: «ein übelbekleidet nackt Volk . . .»

Denn auch wenn die deutschen Durchschnittshotels nicht mehr nur mit «blättern und helmen» bedeckt sind: Ich kann mir nicht helfen, aber für mich strömen gerade die teureren unter ihnen die Gemütlichkeit einer kalten Hundsschnauze aus. Mit ihrem falschen Messingzauber, ihren seltsamen Spannteppichen oder noch seltsameren Vorschriften für den Gast hinterlassen sie vielfach den Eindruck, sie seien nicht zur Behaglichkeit des Gastes, sondern für die «Pflegeleichtheit» des Personals gebaut. Und der Siegeszug des Frühstücksbuffets, der in Deutschland nicht mehr aufzuhalten ist, kann vielfach weniger auf die Grosszügigkeit vermehrter Auswahl und Menge als auf Personaleinsparungen zurückgeführt werden. Und dies bei Millionenzahlen von Arbeitslosen. So muss sich denn der geplagte Gast seine Brötchen und Säfte selber heranschleppen und bekommt, wenn's hoch geht, noch den Kaffee serviert. Wenn er nicht schon – eine weitere, in Hamburg beobachtete Eskalation – auch noch das muntermachende Getränk der Intellektuellen im Plastikkrug selber am Buffet abholen muss. Und dies alles auch nur, wenn überhaupt eine in Deutschland sogenannte «Bedienung» vorhanden ist (was für ein blödes sächliches Wort für ein zumeist anmutiges Wesen. «Er verheiratete sich dann mit einer Bedienung», las ich einmal in einem deutschen Gerichtsprotokoll). Zumeist hält sich nämlich in deutschen Gaststätten (eigentlich müsste es heissen Personalstätten, da dort mehr für das Personal als den Gast gesorgt wird) die «Bedienung» hinter geheimnisvoll

schwingenden Office-Türen auf und würdigt den Gastraum keines Blickes. In mehr als 10 Jahren Deutschland-Berichterstattung ist es mir nicht gelungen, das Geheimnis dieser Türen zu lüften, geschweige denn im Detail herauszufinden, was das Personal dahinter eigentlich treibt. Schon der gelehrte Florentiner Staatsphilosoph und verwöhnte Renaissance-ling Nicolò Machiavelli hat diesen seither oftmals auch von Deutschen beklagten Mangel an savoir-vivre, diesen unseligen Hang zu pfundigen Portionen und fettigem sowie fettmachendem Essen 1508 festgestellt: «Die Deutschen bauen nicht, sie machen für Kleider keinen Aufwand, sie verwenden nichts auf Hausgeräte. Ihnen genügt, Ueberfluss an Brot und Fleisch und eine geheizte Stube zu haben.»

Sie bauen nicht . . . das stimmt zwar nicht. Doch wie sie leider gebaut haben nach dem Krieg! Eine öde Kaufhaus-Architektur, zwanzigmal, dreissigmal die gleichen Hertie-Horten-Quelle-Klötze, für jede Stadt einen, die Uniformität der Bankgebäude, die sterile Gleichförmigkeit der Fussgängerzonen mit ihren überall gleichen Beton-Pflanzenkisten und Laternenkandelabern. So dass man sich als Besucher in vielen deutschen Agglomerationen an den Kopf fassen und fragen muss: In welcher Stadt bin ich jetzt eigentlich? Und von wegen geheizter Stube. Als schwergelasteter Hotelabsteiger in deutschen Landen weiss man oftmals etwas anderes zu erzählen . . .

Nein, nein. Deutschland mag das Land der Dichter und Denker sein, das Land der Kellner und Architekten ist es gewiss nicht. Höchstens war die einstige DDR, wenn schon nicht die Diktatur des Proletariats, so doch mit Sicherheit die Diktatur der Oberkellner. Doch dies ist ein anderes Kapitel.

Das alles sind natürlich böswillige Unterstellungen eines morgenmuffeligen Gastes und Journalisten. Trotzdem ist beispielsweise die «Qualität» der deutschen Autobahnraststätten sogar dem Haushaltsausschuss des Deutschen Bundestages sauer aufgestossen, vermutlich im wahrsten Sinn des Wortes. In einer Mitteilung dieses Gremiums hiess es im besten Agenturdeutsch: «Die Abgeordneten bemängelten

die mangelnde Qualität des Essens, die fehlende Sauberkeit der sanitären Anlagen, den Umgangston des Personals und die nach veralteten Massstäben zusammengesetzte Speisekarte. Oft komme leichte Kost darin überhaupt nicht vor. Zudem seien die Gebäude selbst so lieblos wie Legehühnerbatterien und baulich eine Katastrophe. Abschliessend habe das Gremium festgestellt, die Raststätten an den Autobahnen der Bundesrepublik hätten den schlechtesten Standard in ganz Westeuropa. Als positives Beispiel erwähnten mehrere Parlamentarier die Raststätten in der Schweiz . . . »

Da hätten wir es wieder einmal: Die Schweiz als leuchtendes Vorbild, das alte Idealbild der Deutschen vom Land der Eidgenossen. Ich bin mir da nicht so sicher, zumal die Sitte der personalschonenden Frühstücksbuffets auch in der Schweiz nicht aufzuhalten ist und man in Schweizer Autobahnraststätten zumindest des Hochdeutschen, besser jedoch des Serbo-Kroatischen, Spanischen, Italienischen, Portugiesischen, Arabischen mächtig sein sollte, um das Richtige zu bestellen. Und vor allem auch zu erhalten. Bestellungen in der Landessprache erweisen sich auf jeden Fall als zwecklos.

Für ihren Teil allerdings haben die hohen deutschen Bundestagsherren sicher recht. Es gibt weite Teile der deutschen Durchschnittsgastronomie und Hotellerie, die vom internationalen Gast als Zumutung empfunden werden, vor allem wenn er zu saftigen Preisen in einem als Luxusherberge angepriesenen Vierstern-Wolkenkratzer in einen kuscheligen Berg von Betten und Kissen steigen will und statt dessen nur eine schmale Seemannskoje mit einem dünnen Steppdecklein vorfindet. Spätestens beim Morgen-Kaffee wird er es dann als ganz und gar unbegreiflich empfinden, dass italienische Gastwirte allen Ernstes mit der plakatierten Anschrift «Deutscher Kaffee» Reklame machen wollen. Wo doch dies eindeutig eine Drohung ist . . .

Auf jeden Fall wird der vielgereiste Fremdling trübselig in seinen historischen Kenntnissen kramen und sich daran erinnern, dass ja die Römer einst weite Teile Deutschlands be-

setzt hielten, unter Ewigkeitszeichen ist es noch gar nicht so lange her. Und er wird einen wahrhaft geschichtsträchtigen Stossseufzer gegen den Himmel schicken. «Ach, wenn doch diese Römer ihr Germanien wieder einmal erobern und gleich auch noch ihr Essen und ihren Kaffee mitbringen könnten!»

Bis es wieder so weit ist, wird sich vor allem der Schweizer mit dem durchschlagenden Erfolg der «Mövenpicks» in Deutschland zufriedengeben müssen. Und sich unter deutschen Himmeln immer mehr in diese eigentlichen eidgenössischen Fluchtburgen auf deutschem Gastwirtschaftsboden flüchten. Ja, vielleicht wird er sogar mit stolzgeschwellter Brust feststellen, dass diese in Deutschland Mövenpicks vielleicht der eindrucksvollste Modellfall erfolgreicher schweizerischer Entwicklungshilfe sind.

Schweiz-Sehnsucht und Schweiz-Sucht

Wenn wir schon beim hochbundestäglichen Lob für die Schweizer Autobahnraststätten und beim Siegeszug der Schweizer Gastronomie in Deutschland sind: Sie sind nur die Fortsetzung der alten deutschen Schweiz-Sehnsucht, die Verlängerung einer eigentlichen deutschen Schweiz-Sucht in die alltägliche Gegenwart hinein. Schon Friedrich Nietzsche nannte das Oberengadin «mein heroisches Idyll». Und bei diesem Bild der Idylle und der Illusionen ist die Schweiz in den Augen vieler Deutscher stehengeblieben – trotz Tschernobôle und Seveso.

Kriege, Inflation, der moralische und dann der politische Zusammenbruch im Nationalsozialismus, die Hilfsaktionen nach der deutschen Stunde Null, aber auch die Alpenromantik, die Sehnsucht nach Sicherheit, Frieden, Geldwertstabilität und Neutralität – kurz gesagt die ganze deutsche Geschichte und ihre mythenbildende Kraft haben aus den Deutschen eigentliche Schweizerversucher gemacht. Das Schweizerbild der Deutschen ist zu einem eigentlichen Mythos geworden. Schon Goethe hat geschrieben: «Mir ist's wohl, dass ich ein

Land kenne, wie die Schweiz ist, nun geh' mir's wie's wolle, hab' ich doch immer da einen Zufluchtsort.» (Und noch zweihundert Jahre später nehmen seine Landsleute diesen Satz wortwörtlich und kaufen sich reichlich territoriale und bauliche Zufluchtsorte, im Tessin, in Graubünden – selbstverständlich unter «gütiger» Mithilfe der Schweizer). Die Schweizer-sucht der Deutschen ist also nicht von heute, doch die Last der Geschichte des 20. Jahrhunderts, das Leiden an Deutschland hat sie noch verstärkt. So dass nach dem Kriege ein anderer deutscher Dichterst, Thomas Mann, diesen Grundzug noch einmal in einem Satz zusammenfassen konnte: «Deutschland ist mir wildfremd geworden. Aber in der Schweiz, da würde ich gerne meinen Stein haben.» Und Carl Zuckmayer beschreibt in seinen Lebenserinnerungen die Episode, als er 1938 aus dem «angeschlossenen» Oesterreich in die Schweiz fliehen musste. «In Buchs war der Bann gebrochen, die Sonne schien wieder hell, und die Schweizer Zöllner stiessen fröhliche und freundliche Rachenlaute aus . . .»

Zu Zeiten der Hochsaison, im Sommer wie im Winter, ist die Schweiz an ihren schönsten Punkten «fest in deutscher Hand». In den Ferienorten dominieren die deutschen Gäste und die deutschen Wagen. Ja, in Davos ist mir an einem Neujahrstag der Gedanke durch den Kopf geschossen, jetzt wisse ich endlich, was das Kennzeichen D hinten an so vielen Automobilen besage. Der Anfangsbuchstabe von Davos . . .

Zudem fehlen mir hier sowohl Platz als auch vollständige Kenntnisse, um all' die deutsche Prominenz aufzuzählen, die in der Schweiz wohnte oder immer noch wohnt. Von Hermann Hesse bis zu Herten, von Gunther Sachs bis zum Wienerwald-Jahn, von Carl Zuckmayer bis zu Felix Klee, von . . . bis, von . . . bis . . . Und weiss überhaupt jemand genau, wieviele deutsche Professoren – oder Dozenten, die früher einmal Deutsche waren – an den Schweizer Hochschulen, lehren? Sie alle wollen, frei nach Goethe und Thomas Mann «ihren Zufluchtsort» (und sei es auch nur vor dem Zugriff der deutschen Steuerbehörden) und ihren

«Stein» (und sei es eben nur ein steinreiches Bankkonto) in der Eidgenossenschaft haben.

Dabei ist es bis heute geblieben . . . Sicher, da sind auch praktische, prosaische Gründe. Da wird man auf deutsch auch im Tessin verstanden, da funktioniert die Post noch, und doch hat man bereits einen Hauch von «italianità» um sich herum. Da ist oftmals mehr Steuerflucht als Schweizersucht, da ist oftmals die Kehrseite des Mythos, die Herablassung mit dem höhnischen «Fränkli», das in beinahe keinem deutschen Krimi fehlt. Ein deutscher Historiker hat in einer Schrift einmal – eigentlich unfreiwillig – zusammengefasst und auf einen Nenner gebracht, was diese deutsche Sehnsucht nach dem Schweizer Idyll antreibt: «Hätten alle Völker immer nur getan, was ihnen zuträglich ist, wäre die Geschichte so langweilig wie ein Erbauungsbuch, und die Welt wäre eine einzige Schweiz.» Das also ist es. Auch wenn man als Kenner der Schweizergeschichte sofort hinzufügen muss, dass auch der Mord von Greifensee, der Verrat von Navarra, der Kampf der Schweizer gegen Schweizer im Solde fremder Fürsten, die eidgenössischen Saubannerzüge ins benachbarte Ausland alles Dinge waren, die weder im Sinne eines Erbauungsbuches noch der Genfer Rot-Kreuz-Konvention lagen. Dinge überdies, die weder langweilig noch den damaligen Schweizern besonders zuträglich waren. Die tiefere Bedeutung des Historikersatzes liegt aber natürlich anderswo. Die Schweiz als insgeheimen Vorbild, sie muss auch für gebildete Leute dazu herhalten, den Deutschen darzulegen, wie Deutschland eigentlich sein sollte.

Vor allem die Schweizer Neutralität ist der Hauptgegenstand dieser Schweiz-Sucht der Deutschen. Da sind sich junge und alte Bundesrepublikaner für einmal einig. Die älteren Bewohner dieses schwierigen Vaterlandes mit Namen Deutschland erklären - oder denken es zumindest: Wäre Deutschland immerwährend neutral gewesen wie die Schweiz - es hätte weder Krieg noch Nationalsozialismus, weder Inflation noch Zusammenbruch gegeben. Wir wären nicht schuldig geworden und nicht bestraft worden. Für beinahe jeden Deutschen

sollte Deutschland eine Art Kolossalschweiz - entweder gewesen sein oder werden. Hier treffen sich die Wünsche der Alten und der Jungen, der Linken wie der Rechten.

Vor allem für die konservativere, rechtere Seite des politischen Spektrums in Deutschland ist die Schweiz der grosse Anziehungspunkt geblieben. Als ich einmal während eines Wahlkampfes in der Bundesrepublik mit einem Fahrzeug unterwegs war, auf dem in grossen Lettern die Anschrift «Schweizer Fernsehen» prangte, wurden wir nicht weit nördlich der Rheingrenze von einem Wagen mit deutschen Kontrollschildern überholt und beinahe mitten auf einer Kreuzung ziemlich handfest zum Anhalten gezwungen. Als ich eine herkulische Gestalt dem Wagen vor uns entsteigen sah, fragte ich beinahe bange meinen Fahrer, ob er sich gegenüber diesem Deutschen autofahrerisch ungebührlich verhalten habe. Doch noch bevor dieser verneinen konnte, rief der schwäbische Herkules uns durchs mittlerweile geöffnete Autofenster mit warnend erhobenem Zeigefinger zu: Schweizerle, Schweizerle, lass Dir Dein schönes Land nicht versauen von den roten Säuen . . .

Da es die Zeit der Zürcher Jugendunruhen war, wussten wir jetzt, was gemeint war. Auch für diesen Deutschen war die Schweiz jener Ort von Ruhe und Ordnung geblieben, von dem er immer noch träumte. Zu Unrecht natürlich, doch was kümmert die Realität den schönen Traum. Auch dieser Deutsche glaubte, die Schweiz sei so, wie seiner Meinung nach Deutschland sein sollte.

Auch auf der deutschen Linken ist der Mythos von der besseren, weil heileren Schweiz durchaus lebendig. Günther Wallraff, der deutsche Enthüllungsautor par excellence, erklärte einmal am Schweizer Fernsehen: Ich habe jetzt fünfmal hintereinander einer deutschen Fernsehanstalt einen Korb gegeben. Ich will nicht mehr in dieser von Feindschaft geprägten und vom Hass verzerrten bundesdeutschen Öffentlichkeit auftreten. Doch die Schweiz ist für mich irgendwie neutraler, milder, gelassener, friedfertiger, objektiver . . . Also auch Günther Wallraff.

Und sogar als die gewaltige Rhein-Verschmutzung durch die Schweizer Chemie dieses reine Schweizer Bild der Deutschen mehr als nur befleckte, wollten viele von ihnen von diesem hehren Schild nicht lassen. Oder wie wiederum Klaus Haprecht völkerpsychologisch völlig richtig erkannte: «Leuchtete diese Schweiz nicht seit Generationen wie eine Festung gleissenden Anstandes vor den Seelen der Deutschen auf? Unerschüttert von den Stürmen der Zeit, unangefochten von den Versuchen, denen sie in so törichter Gier erlagen, unbeirrt von den falschen Lehren, denen sie japsend hinterherliefen, von Vernunftlosigkeit, moralischer Schwäche, der taumelnden Jagd durch Siege und Niederlagen . . .? Mit dem langen Zeigefinger wiesen die Bundesdeutschen nun gen Basel, eher betrübt als zornig, voller Gram über den tiefen Fall, den das eidgenössische Gemeinwesen getan, ja geradezu bestürzt über die Enttäuschung, die ihnen der so ausdauernd bewunderte Hort von Ordnung und Sitte in der Mitte des Kontinents nun bereitete.»

So kommt es denn, dass aus der alten Schweiz-Sehnsucht der Deutschen schon eine wahre Schweiz-Sucht geworden ist. Auf einem fröhlichen Hallenbad-Fresko in Wiesbaden habe ich einmal skizzenhaft Europa mit den Grenzumsrissen der Staaten dargestellt gesehen. Kein Staat hatte sein Wappen, nirgendwo flatterte eine Staatsfahne. Nur in der Mitte von Europa, grösser als die Umrisse der kleinen Schweiz, da prangte gross und lockend das weisse Kreuz im roten Feld. Man stelle sich einmal ein Schweizer Hallenbad vor, auf dessen Wandbild nicht einmal die Schweizerfahne leuchtet, sondern einzig und allein der Bundesadler . . . Das Bild ist ebenso undenkbar wie ein Schweizer, der Deutscher werden möchte. Gewiss, da ist der Sprayer von Zürich, der sich als Schweizer im deutschen Exil bezeichnet und sich weigert, weiterhin den Dialekt des Landes zu sprechen. Doch der Sprayer ist nur halbwegs freiwillig in Deutschland. Der Schweizer Staat hat ihn verurteilt; er ist in die Bundesrepublik geflohen.

Es fehlt der Schweiz ja nicht an deutschsprachigen Schweizer Kritikern. Friedrich Dürrenmatt äusserte seine ätzende Schweiz-Kritik mit Vorliebe am deutschen Fernsehen. Max Frisch konnte in einem deutschen Verlag über die Schweiz schreiben: «Dieser Staat ist nicht mein Vaterland.» Roman Brodmann durfte seinen aufsehenerregenden Film gegen die Schweizer Armee als heilige Kuh über den Rhein herein in die Schweizer Fernseh-Kolonie der Deutschen strahlen lassen. Doch von keinem hat man bisher gehört, er erwäge ernsthaft, deutscher Staatsbürger zu werden. Auf den Schweizer Pass als Rettungsanker hat meines Wissens noch niemand freiwillig verzichtet. Viele Deutsche sind Schweizer geworden, viele wollen es werden! Doch welcher Deutschschweizer will Deutscher werden?

Als ein von Bestrafung bedrohter Schweizer Dienstverweigerer im Herbst 1986 in der Bundesrepublik einen Antrag auf Erwerb der deutschen Staatsbürgerschaft einreichte, wollten es die zuständigen Düsseldorfer Beamten schlichtweg nicht glauben. Sondern sie wimmelten den Mann mit einem wissenden Lächeln auf den Stockzähnen sofort ab. Ja, ja, man kenne ja Kurt Felix und seine Scherze mit der versteckten Kamera. Und dort wolle man gewiss nicht als hereingefallener Bürokrat erscheinen . . . Dabei hatte es unser Schweizer bitterernst gemeint. Nur hatte er nicht damit gerechnet, was ganz Deutschland von der Schweiz denkt: Hin will jeder, heraus keiner. Schweizer sein und bleiben will jeder, Deutscher werden keiner.

Der stachlige Igel wehrt sich . . . vergeblich

Der Schweiz-Sehnsucht, ja Schweiz-Sucht der Deutschen steht die Abwehrhaltung des kleinen Deutschschweizer Igels gegenüber. Die Deutschschweizer lesen und bewundern die Bücher, Zeitschriften und Zeitungen der Deutschen, sie sehen und bewundern das deutsche Fernsehen, sie sehen, hören und bewundern vielfach deutsche Politiker, Schlagerstars, Quizmaster, Fussballer, Leichtathleten.

Doch sie lieben diese Deutschen nicht . . . Oder wie der in der Schweiz lebende und schreibende deutsche Publizist Helmut-Maria Glogger geschrieben hat: «Der Schwab mag den Schweizer. Schlimmer: Der Schwab liebt in irrwitziger Zuneigung den Eidgenossen, der ihn als Dank dafür mit pubertärer Verachtung straft!»

Die Bundesrepublik Deutschland ist für die Schweiz nicht einfach ein Nachbar wie alle anderen, sondern der Nachbar, der grösste Handelspartner, der grösste Touristenlieferant, der grösste Exporteur an geistigen Ideen wie gesetzgeberischen «Anstössen», literarischen Tendenzen, geistigen Wenden, aber auch an materiellen Gütern wie Automobilen und Fernsehgeräten. Keine Gesetzgebung wird im Schweizer Parlament derart häufig als Vorbild zitiert wie die bundesdeutsche. Alle Bewegungen und Verwerfungen der deutschen Nachkriegsgeschichte – die Unrast an den Hochschulen, die Diskussion um die Gesamtschule, die Ausläufer des bundesrepublikanischen Terrors, die Bewegung der Grünen – die Schweiz hat sie alle mitgemacht, mitbekommen, wenn auch mit der typischen Zeitverspätung des Alpenlandes.

Zudem ist die Bundesrepublik Deutschland der grösste Importeur «geistiger Güter» aus der Schweiz. Ein Schweizer Schriftsteller ist erst ein Schriftsteller, kann erst von Schriftstellerei leben, wenn seine Bücher auch in Deutschland gekauft werden. An den deutschen Hochschulen lehren über 300 Deutschschweizer Professoren. Die ganze (Deutsch-) Schweizer Wirtschaft kann ohne die bundesdeutsche nicht mehr leben. Wenn die deutsche Wirtschaft den Schnupfen hat, so ist die (deutsch-)schweizerische gründlich erkältet.

Und trotzdem – oder vielleicht auch deshalb? – lieben diese Deutschschweizer diese Deutschen nicht. Gewiss, da ist die instinktive Abwehrreaktion des zahlenmässig und territorial Kleinen gegen den grossen Bruder aus dem Norden. Das Scherzwort vom «grossen Kanton», mit dem die Deutschschweizer häufig und gerne die Bundesrepublik bedenken, zeigt genau an, wo der Stachel sitzt. Gewiss, da

ist die Last der Vergangenheit, die immer noch fortdauernde und fortwirkende geistige Landesverteidigung gegen die nationalsozialistische Bedrohung, gegen die Vereinnahmungsgefahr durch das braune «so weit die deutsche Zunge klingt». Da ist der natürliche Bauern trotz des mundfaulen, sprachungewandten Eidgenossen gegen das Ueberfahrenwerden durch allzu geschliffene Mundwerke aus deutschen Landen.

Und trotzdem: Das Bild des Deutschschweizers vom Deutschen von heute ist vielleicht das un- und selbstgerechteste der Welt, die Arroganz des vom Schicksal verwöhnten Musterknaben in Perfektion. Wo in aller Welt haben sich nationale Schimpfwörter aus dem ausgehenden Mittelalter erhalten? Die Deutschschweizer nennen die Deutschen ganz generell und abschätzig immer noch «Schwabern» – oder eben im Dialekt «Schwobe» – während die Deutschen ihre «Kuhschweizer» aus dem Kampf zwischen Eidgenossen und Reich um 1499 schon längst vergessen haben. Wo zeigen sich im Europa von heute diese hinterwäldlerischen, chauvinistischen Spöttereien noch, wenn nicht im Fussball? Während jeder Fussballweltmeisterschaft schwirrt in der Schweiz das geflügelte Wort herum: Wir sind ja neutral. Uns ist es gleichgültig, wer den Schwaben aufs Dach gibt.

Die Deutschschweizer verschlingen deutsche Regenbogenpresse, fahren deutsche Autos, lehren an deutschen Universitäten, verkaufen in Deutschland und sind in Deutschland als demokratische Autoritäten gefragt. Beim grossen Zweiten Deutschen Fernsehen ZDF wirkte während Jahren mit Erfolg und Anerkennung ein Schweizer Bürger als Chef des Inland (!)-Ressorts, für jedes deutsche Kind wegen seines Akzentes sofort als deutschsprachiger Eidgenosse auszumachen. Doch diese Deutschen lieben diese Einfärbung, sie lieben den Hauch von Alpenluft, den sie dahinter zu verspüren glauben. Die Schweizer sind in der Bundesrepublik Deutschland im allgemeinen beliebt.

Ganz anders die Reaktion der Schweizer, wenn sich einmal ein sprachlich besonders ge-

schulter Journalist dazu versteigen sollte, am Schweizer Radio oder Fernsehen ein gepflegtes Bühnendeutsch zu sprechen. Wütende Proteste folgen so sicher wie das Amen in der Kirche. In einer repräsentativen Umfrage wurden die Deutschen einmal gefragt: Vorausgesetzt Sie wären kein Deutscher, welcher anderen Nation möchten Sie angehören? Sage und schreibe 82 Prozent antworteten spontan: Schweizer!!

Die Gegenstücke dazu in der Schweiz sind und wären ganz anders. Auf dem journalistischen Sektor: Als sich vor Jahren das «St. Galler Tagblatt» einen Chefredaktor mit deutschem Pass zulegte, da hob sich in der Leserschaft ein Sturm der Entrüstung. Die Abstellungen häuften sich bedrohlich, der Verlag musste den Mann nach kurzer Zeit in die Wüste schicken. Und an eine Umfrage im oben erwähnten Stile wagt man gar nicht zu denken. Einmal glaube ich, dass beinahe alle Schweizer in ihrem Musterknabenstolz, ohnehin einfach die besten, wägsten und tüchtigsten der Welt zu sein, antworten würden: Für uns kommt überhaupt keine andere Nation in Frage. Und zum zweiten fürchte ich: Wenn schon andere Staatsangehörigkeiten genannt würden, die deutsche wäre kaum darunter.

Denn bei einer Quizumfrage des Schweizer Fernsehens wurden die Eidgenossen gefragt, in welches Land sie am liebsten auswandern würden. Von acht Möglichkeiten belegten Australien, Kanada und die USA in dieser Reihenfolge Spitzenplätze, die Bundesrepublik Deutschland wurde unter den ersten acht nicht einmal genannt.

Oder dann der bitterböse Scherz, der in der Schweiz auf dem Höhepunkt der deutschen Terrorwelle einen durchschlagenden Grosse Erfolg verzeichnete. Frage: Was ist der Unterschied zwischen den Deutschen und den Terroristen? Antwort: Die Terroristen haben mehr Sympathisanten.

Nein, die Schweiz-Sucht der Deutschen stösst in der Schweiz auf wenig Gegenliebe. Das ist falsch, das ist ungerecht, doch das ist so. Ohne deutsche Gäste stünden in der Schweiz ganze Tourismus-Regionen vor dem Ruin,

ohne die Denkanstösse aus Deutschland wäre die Schweizer Politik noch langweiliger, ohne deutsche Kultur keine Deutschschweizer Kultur, ohne deutsches Kapital kein Schweizer Wirtschaftsaufschwung. Und doch sind die Deutschweizer mit Blick auf die Deutschen nicht weit von jenem sarkastischen Satz entfernt, den Martin Luther von seiner Frau gesagt hat: Wenn wir sie schon einmal haben, so wollen wir sie auch lieben. Helmut Schmidt dagegen, der Ex-Bundeskanzler, erklärte einmal: Es ist der grösste Fehler der Deutschen,

dass sie nicht nur anerkannt und bewundert, sondern gleich auch geliebt werden wollen.

Sollten die Deutschen immer noch in diesem Fehler befangen sein, in der Schweiz haben sie hundert- ja tausendfach Gelegenheit, ihn zu begehen und ihn zu verspüren.

Einmal mehr hat nämlich der deutsche Kabarettist Dieter Hildebrandt recht: Die Schweizer haben Mühe mit den Deutschen, weil sie ihnen so ähnlich sind.

(Schluss folgt)

«Manchmal ist alles, einfach klar.»

Internatsmittelschule für
Knaben und Mädchen.

Schiers:

Gymnasien A/B/C/D

Lehrerseminar

Diplom-Mittelschule (DMS)

Information:
7220 Schiers, 081 53 11 91
Direktor: Pfr. J. Flury



EVANGELISCHE
MITTELSCHULE
SCHIERS

